
Zweifeln und Wissen. Grundprobleme der Erkenntnistheorie

Verschiedene Strategien gegen den Skeptiker, insbesondere den
Außenweltskeptizismus

Zusammenfassung zum 24.1.2006

Skeptiker bezweifeln bestimmte Dinge und leugnen, daß wir darüber Wissen haben. Meistens versuchen die Skeptiker, in einem Schlag ganze Wissensbereiche in Zweifel zu ziehen. So bezweifelt der Außenweltskeptiker, daß eine von uns unabhängige Außenwelt existiert, und leugnet damit, daß wir Wissen über äußere Gegenstände besitzen können. Im folgenden sollen drei philosophische Versuche beschrieben werden, mit der Skepsis umzugehen. Eine besondere Rolle wird dabei der Außenweltskeptizismus spielen.

1 Der Fallibilismus

Der Fallibilismus bildet ein gewisses Eingeständnis gegenüber dem Skeptiker. Ganz grob behauptet der Fallibilist, daß wir Menschen mit unseren Überzeugungen fehlgehen können und daß unsere Überzeugungen insofern fallibel sind. Im einzelnen gibt es aber viele Formen und Formulierungen von Fallibilismus.

Einige Fallibilisten beziehen den Fallibilismus auf unser Wissen und behaupten, unser Wissen sei fehlbar (fallibel) oder nicht sicher. Im einzelnen impliziert das zwei Thesen:

WF1 Unter unserem Wissensbegriff ist fallibles Wissen konzeptuell möglich.

WF2 Unser Wissen ist in der Tat fallibel.

Die erste dieser beiden Thesen ist rein konzeptuell; sie betrifft nur unseren Wissensbegriff. Sie richtet sich gegen Auffassungen von Wissen, denen zufolge Wissen per definitionem sicher oder infallibel ist. Solche Auffassungen von Wissen sind nun aber nicht implausibel, denn man könnte wie folgt argumentieren: Wenn Wissen fallibel ist, dann kann es sich als falsch herausstellen. Wenn wir aber wirklich wissen, daß p , dann kann sich das nicht als falsch herausstellen, denn Wissen impliziert u.a. Wahrheit. Was sich als falsch herausstellen kann, ist nicht unser Wissen, sondern nur unser vermeintliches Wissen. Aus diesem Grunde ist die konzeptuelle These WF1 wenig plausibel.

Auch wenn diese Form von Fallibilismus problematisch ist, so kann man doch an einem Fallibilismus festhalten, indem man diesen nur auf Überzeugungen bezieht und nicht auf Wissen. In dieser Form lautet der Fallibilismus:

Ü Unsere Überzeugungen/Meinungen sind fallibel und können sich als falsch herausstellen.

Auch diese These ist präzisionsbedürftig; genauer könnte etwa Folgendes gemeint sein:

Ü1 Jede unserer Überzeugungen ist fallibel/kann falsch sein.

Ü2 Es kann sein, daß die Gesamtheit unserer Überzeugungen falsch ist.

Ü3 Es gibt Überzeugungen von uns, die falsch sein können.

Mit unseren Überzeugungen sind damit meist nicht nur unsere gegenwärtigen Überzeugungen gemeint, sondern auch etwa die Überzeugungen, die wir in der Zukunft hegen werden. Wenn wir im folgenden kurz auf einen Fallibilisten, nämlich Karl Popper, zu sprechen kommen, können wir von Feinheiten dieser Art jedoch absehen.

Popper nennt Fallibilismus die „Anerkennung der Fehlbarkeit alles menschlichen Wissens“ (Popper 1984, 44) und stellt ihm den Szientismus gegenüber, der menschlichem Wissen eine besondere Autorität zugesteht (ib.). Diese Gegenüberstellung ist an dieser Stelle allerdings wenig hilfreich, da Szientismus üblicherweise als eine bestimmte Auffassung gegenüber den Wissenschaften gilt. Szientismus ist dann etwa die These, daß die Wissenschaften Wissen hervorbringen, oder daß nur die Wissenschaften sicheres Wissen hervorbringen. Poppers Definition bezieht sich jedoch auf alles menschliche Wissen.

Was spricht nun für die fallibilistische Grundannahme, daß unser Wissen, unsere Überzeugungen fehlbar sind?

Zum einen kann der Fallibilist auf die Logik von Verifikation und Falsifikation verweisen. Dabei heißt eine These zu falsifizieren, nachzuweisen, daß diese These falsch ist. Eine These zu verifizieren meint demgegenüber, zu zeigen, daß die These wahr ist. Beim Verifizieren ergibt sich jedoch folgendes Problem: Allsätze, die sich auf einen nicht überschaubaren Individuenbereich beziehen, können nicht empirisch verifiziert werden. Dabei ist ein Individuenbereich etwa unüberschaubar, wenn er unendlich groß ist bzw. wenn wir nicht wissen können, ob er unendlich groß ist. Um einen Allsatz, der sich auf einen solchen Individuenbereich bezieht, zu verifizieren, müßten wir jedes Individuum in diesem Bereich einzeln überprüfen. Das geht aber nach Definition nicht. Aus diesem Grunde können wir die Wahrheit vieler Allsätze nicht positiv nachweisen. Diese Beobachtung mahnt zur Bescheidenheit und motiviert eine fallibilistische Einstellung gegenüber solchen Allsätzen: Alle diese Allsätze können sich als falsch herausstellen. Gleichzeitig begründet diese Beobachtung eine bestimmte methodologische Grundeinstellung in den empirischen Wissenschaften. Ziel der Wissenschaften sollte es dann nicht sein, Theorien zu verifizieren, sondern Theorien zu falsifizieren. Aufgabe der Wissenschaftler wäre es also, möglichst viel Arbeit in Experimente zu stecken, die einer bestimmten Theorie gefährlich werden könnten, d.h. das Potential besitzen, diese zu falsifizieren. Theorien, die sich hartnäckigen Falsifikationsversuchen verweigern, können wir glauben – solange, bis sie falsifiziert werden. Diese Methodologie kann man falsifikationistisch nennen.

Zum zweiten kann ein Fallibilist, der seine Position verteidigen will, auf die Geschichte der Wissenschaften verweisen. Dort hat es immer wieder Revolutionen gegeben. Popper selbst erwähnt als Beispiel, daß Einsteins Allgemeine Relativitätstheorie die Newtonsche Gravitationstheorie ersetzt hat (a.a.O., 49). Dabei ist nach Popper zunächst zu beachten, daß diese Theorien in einem Konkurrenzverhältnis stehen, da sie logisch miteinander nicht verträglich sind und Unterschiedliches über die Welt behaupteten (ib.). In dieser Konkurrenzsituation hat sich nun die Relativitätstheorie gegenüber der Newtonschen Theorie durchgesetzt, weil sie mehr Phänomene erklären kann. Die Newtonsche Theorie, die einmal von den meisten akzeptiert wurde, ist dadurch ein Stück weit obsolet geworden. In einer ähnlichen Weise können sich aber auch die Theorien, die heute akzeptiert werden, in der Zukunft als obsolet erweisen, so der Fallibilist weiter. Eine ähnliche Schlußfolgerung legt auch das sogenannte Argument der pessimistischen Meta-Induktion nahe (siehe dazu Laudan 1981).

Allerdings fragt sich, ob dieses zweite Argument für den Fallibilismus nicht sogleich Wasser auf die Mühlen der Anti-Fallibilisten ist. Denn es wird ja oft angenommen, daß die Einsteinsche Theorie Newtons Theorie ersetzt hat, weil sie besser als diese ist. Wenn das richtig ist, dann gibt es so etwas wie Fortschritt in den Wissenschaften. Obwohl es

umstritten ist, ob es diesen Fortschritt wirklich gibt, wollen wir hier einmal annehmen, es gebe in der Tat. Dann fragt sich, ob der Fallibilist diesen Fortschritt als wirklich anerkennen und beschreiben kann. Dabei muß er vermeiden, wissenschaftlichen Fortschritt als Übergang zu sicherem Wissen zu deuten, da dies im Widerspruch zu seinem Fallibilismus stünde.

Popper gelingt es nun in der Tat, einen solchen Fehler zu vermeiden. Auf der begrifflichen Ebene beschreibt er wissenschaftlichen Fortschritt nur differentiell, indem er angibt, unter welchen Umständen eine Theorie oder Hypothese besser als eine andere Hypothese ist. Basal ist also die Relation „Hypothese H_1 ist besser als Hypothese H_2 “ und nicht der Bezugspunkt einer idealen Hypothese. Im einzelnen nennt Popper eine Hypothese besser als eine alternative Hypothese H_1 , wenn sie (Popper 1984, p. 51)

1. das erklärt, was auch schon H_1 erklärt hat,
2. Probleme von H_1 nicht aufweist und
3. bestimmte Phänomene erklärt, die sich durch H_1 nicht erklären ließen.

Der Fallibilist kann also wissenschaftlichen Fortschritt beschreiben. Er kann damit auch, wenn er will, die positive These vertreten, daß es diesen Fortschritt in der Tat gibt. Dennoch wird er mit Popper sagen (Popper 1984, 49):

„Wir müssen uns mit Vermutungswissen begnügen.“

Insgesamt geht der Fallibilist also einen gewissen Schritt auf den Skeptiker zu, indem er die Fehlbarkeit des Wissens eingesteht. Auf der anderen Seite versucht er aber, weitere Zweifel zurückzuweisen. Popper selbst vertritt sogar eine recht optimistische Wissenschaftsauffassung. Ein Punkt, der an Popper oft kritisiert wurde, betrifft allerdings seinen Falsifikationismus. Denn Popper geht ja davon aus, daß wir eine bestimmte Hypothese einfach falsifizieren können. Um das tun zu können, müssen wir zeigen, daß sie im Einzelfall verletzt ist. Impliziert das nun aber nicht, daß wir wenigstens in Bezug auf den Einzelfall sicheres Wissen haben können? Muß der Falsifikationismus daher nicht auf allgemeine Sätze eingeschränkt werden? Weiterhin fragt sich, ob eine solche Falsifikation überhaupt möglich ist. Denn oft läßt sich eine Hypothese nicht allein und als solche überprüfen. Häufig ist nämlich eine bestimmte Theorie nicht hinreichend, um ein konkretes Meßergebnis vorauszusagen. So lassen sich die Bilder, die astronomische Teleskope von Quasaren liefern, nicht vorhersagen, wenn wir lediglich über eine Theorie über Quasare verfügen. Wie müssen außerdem eine optische Theorie besitzen, die uns abzuleiten erlaubt, wie sich das Licht von den Quasaren innerhalb des Teleskopes bis zum beobachteten Bild verändert. Aus diesem Grunde können wir unsere Quasarthorie nicht einfach falsifizieren. Wenn ein Bild, das wir beobachten, nicht mit unseren Erwartungen von der Theorie her übereinstimmt, dann kann das auch daran liegen, daß unsere optische Theorie über das Meßinstrument falsch ist. Falsifikation einer einzigen Hypothese ist daher meist nicht möglich.

2 G. E. Moores Beweis für die Existenz äußerer Dinge

Wir wenden uns nun einer bestimmten Form von Skepsis zu, nämlich der Außenweltskepsis. Ein Außenweltskeptiker bezweifelt grob gesagt die Existenz einer vom Geist unabhängigen Außenwelt und bestreitet, daß wir Wissen über die Außenwelt besitzen (mehr zu den Details unten, zur Figur des Skeptikers auch epi6.pdf).

Das mag erstmal befremdlich und abstrus klingen. Allerdings hat die Außenweltskepsis

in der Philosophie eine gewisse Tradition, die in G. Berkeley gipfelt. Diese Tradition kommt nicht von ungefähr, sondern ergibt sich aus bestimmten Zügen der neuzeitlichen Philosophie. Sowohl der Rationalismus als auch der Empirismus stellen nämlich epistemisch das Subjekt in den Mittelpunkt. So beginnt Descartes' Aufbau einer Wissenschaft mit einer Vergewisserung der eigenen Existenz. Hume und die Empiristen beginnen mit unseren Vorstellungen („perceptions“). Wenn das seiner selbst bewußte Selbst bzw. die eigenen Vorstellungen die Basis, der Anfangsgrund sind, auf denen all unser Wissen aufbaut, dann kommt die Außenwelt immer erst sekundär, als zweites in den Blick, und man kann fragen, ob wir die Außenwelt wirklich benötigen, um uns als denkende und über Vorstellungen verfügende Subjekte zu denken.

Eine bekannte Auseinandersetzung mit dem Thema Außenweltskeptizismus stammt von dem britischen Philosophen G.E. Moore. Wir wollen uns im folgenden kurz seinen Aufsatz „Beweis einer Außenwelt“ ansehen (dt. in Moore 1969, 153 – 184).

Der größte Teil von Moores Aufsatz dient der Präzisierung, was es denn überhaupt heißen kann, die Außenwelt zu bezweifeln bzw. zu beweisen. Was meinen wir überhaupt, wenn wir von Dingen außerhalb von uns sprechen? Um diese Frage zu präzisieren, geht Moore von einer Passage in Kants Kritik der reinen Vernunft und vor allem von alltags-sprachlichen Wendungen aus und analysiert, was wir mit ihnen meinen. Kurz gesagt sind seine Ergebnisse wie folgt.

Moore geht es um „Dinge außer uns“, „Außendinge“ oder „Dinge, die außerhalb *unseres Bewußtseins* sind“ (155). Er schlägt vor, für eine Präzisierung von der letzten Formulierung auszugehen, und zwar deshalb, weil diese klar macht, daß es nicht nur um Dinge geht, die außerhalb *unseres Körpers* sind (155 f.). Wann ist nun aber ein Gegenstand außerhalb unseres Bewußtseins? Nun, offenbar genau dann, wenn er nicht *in* unserem Bewußtsein ist (169 f.) Nach Moore ist ein Gegenstand nun aber genau dann in unserem Bewußtsein, wenn aus seiner Existenz zur Zeit t folgt, daß wir (d.h. genauer ein Mensch, 175) zu t ein Erlebnis wie etwa eine Wahrnehmung, einen Traum oder eine Vision hatten (173 f.). Gegenstände außerhalb unseres Bewußtseins sind daher Gegenstände, aus deren Existenz zur Zeit t nicht folgt, daß ein Mensch zu t ein Erlebnis hat. So ist es logisch durchaus möglich, daß dieser Hut existiert, obwohl kein Mensch ein Erlebnis im geschilderten Sinne haben. Hingegen ist es nicht möglich, daß ein inneres Bild existiert, ohne daß jemand ein Erlebnis hat – jemand muß dieses innere Bild wahrnehmen, sonst existiert es nicht.

Die Klasse der Dinge außerhalb unseres Bewußtseins ist nun nicht identisch mit der Klasse der

1. Dinge, die „im Raum anzutreffen sind“ (156). Denn Schmerzen von Tieren sind außerhalb unseres Bewußtseins, aber nicht im Raum anzutreffen (175).
2. Dinge, die „im Raum vorgestellt werden“ (160). Denn einerseits sind Nachbilder (158 f., 162 f.), Doppelbilder (160 f.) und Schmerzen (161 f.) Dinge, die im Raum vorgestellt werden (der Schmerz ist zum Beispiel „im Bein“, 161), aber wohl nicht außerhalb unseres Bewußtseins. Auf der anderen Seite sind ferne Galaxien außerhalb unseres Bewußtseins, werden aber nicht im Raum vorgestellt, da sie niemand wahrnimmt, denkt etc. (163 f.; offenbar ist Moores Begriff von „vorstellen“ so weit, daß er auch „wahrnehmen“ einschließt).

Dabei gehen die Bezeichnungen dieser beiden Klassen auf Formulierungen von Kant zurück (156, 160).

Als Beispiele für Dinge außerhalb unseres Bewußtseins nennt Moore „Körper von Menschen und Tieren, Pflanzen, Sterne, Häuser, Stühle und Schatten“ (166 f.; siehe auch

156). Er zeigt zunächst, daß aus der Existenz einiger solcher Dinge folgt, daß es Dinge außerhalb unseres Bewußtseins gibt (176 f.). Moore begründet das wie folgt: Wenn ein Stern existiert, dann heißt das auch, daß der Stern existieren kann, wenn ich ihn nicht mehr wahrnehme (176). Damit ist die Existenz des Sternes logisch unabhängig davon, ob ich ihn sehe (ib.). Es ist aber plausibel anzunehmen, daß das auch für andere Menschen gilt, d.h., die Existenz des Sternes ist unabhängig davon, daß ihn jemand sieht. Damit folgt aus der Existenz des Sternes nicht, daß jemand ein Erlebnis hat, und der Stern ist nach Definition „außerhalb unseres Bewußtseins“ (177).

Damit bleibt Moore nur noch, die Existenz einiger Dinge wie Sterne etc. zu beweisen. Das ist der berühmte Teil von Moores Beweis. Moore beweist, daß es zwei Hände gibt, indem er mit seiner rechten Hand auf die linke zeigt und sagt „Hier ist eine Hand“ – und dann dasselbe mit vertauschten Händen durchspielt, wobei er sagt: „Hier ist noch eine“ (178). Damit folgt, daß es zum gegenwärtigen Zeitpunkt Dinge außerhalb unseres Bewußtseins gibt.¹

Ist das ein Beweis? Oder nur ein Beispiel englischen Humors? Moore scheint seinen Beweis ernst nehmen und behauptet, einen echten Beweis geliefert zu haben. Um das zu untermauern, nennt er einerseits eine Analogie zu anderen Beweisen (nämlich dem Beweis, daß in einer bestimmten Passage drei Druckfehler sind, 180). Außerdem zeigt er, daß der Beweis (als Beweis dafür, daß es zwei Hände gibt) drei wichtige Kriterien für einen Beweis erfüllt (178 f.):

1. Erstens sind die Prämissen („Hier ist eine Hand“ etc.) von der Konklusion („Es gibt zwei Hände“) verschieden .
2. Zweitens weiß Moore die Prämissen.
3. Drittens folgt die Konklusion aus den Prämissen.

Trotz der Erfüllung dieser formalen Bedingungen wirkt der Beweis immer noch lächerlich. Moore gesteht denn auch ein, daß viele mit dem Beweis unzufrieden sein dürften (182). Er führt diese Unzufriedenheit auf zwei Faktoren zurück. Erstens könnten einige bemängeln, daß die Prämissen des Beweises nicht bewiesen wurden (ib.). Moore selber gesteht sofort zu, daß er Prämissen dieser Art nicht bewiesen hat, ja nicht einmal beweisen kann (183). Allerdings war es auch nicht Ziel seines Beweises zu beweisen, daß hier eine Hand ist. Dagegen könnte man nun jedoch einwenden – und das ist der zweite Grund der Unzufriedenheit –, Moore habe nicht bewiesen, daß es Hände und damit Dinge in der Außenwelt gebe, solange er nicht die Prämissen („hier ist eine Hand“ etc.) bewiesen habe (183). Gegen diesen Einwand wehrt sich Moore entschieden. Nach Moore ist es sehr wohl möglich, etwas zu wissen, ohne es bewiesen zu haben (183).

Damit sind wir direkt beim Wissensbegriff angelangt. Das ist durchaus nicht untypisch; Versuche, einen Skeptiker zu widerlegen, gelangen häufig an einem Punkt auf den Wissensbegriff. Dabei wird der skeptischen Behauptung, wir wüßten nichts über den Bereich X, entgegengehalten, der Skeptiker mißverstehe den Wissensbegriff. Wissen sei etwas anderes, als der Skeptiker sich vorstelle. Um das zu untermauern, kann man sich etwa an alltagsprachliche Verwendungen des Begriffs „wissen“ halten. In diesem Sinne macht Moore hier darauf aufmerksam, daß man etwas wissen kann, ohne es bewiesen zu haben. Wenn man Moore auf diese Weise versteht, dann macht sein Beweis durchaus Sinn. Alltagsprachlich ist es völlig in Ordnung zu sagen, daß wir wissen, hier sei eine Hand. Daraus folgt aber bereits, daß es Dinge gibt, von denen wir sagen, sie seien außerhalb

¹Moore zeigt auch, daß es Dinge außerhalb unseres Bewußtseins in der Vergangenheit gab, indem er darauf verweist, eben zwei Hände emporgehoben zu haben (180 f.).

unseres Bewußtseins. Moore hat auch dahingehend recht, daß es Wissen ohne Beweise gibt.

Trotzdem hinterläßt Moores Beweis einen unbefriedigenden Eindruck. Vielleicht kann man diesen Eindruck wie folgt beschreiben. Der Skeptiker gesteht natürlich sofort zu, daß wir *sagen*, wir wüßten, hier sei eine Hand. Er wird dann aber sagen, daß wir diese Aussage bei genauerer Reflexion auf den Wissensbegriff zurücknehmen müßten oder daß die Redeweise, wir wüßten von der Hand, letztlich eine uneigentliche Redeweise sei. Wenn das richtig ist, dann zeigt Moores Beweis nur, was der Skeptiker aufgeben muß: Der Skeptiker kann nicht behaupten zu wissen, daß hier eine Hand sei. Aber manche Skeptiker beißen vielleicht in diesen sauren Apfel.

3 Wittgenstein zu skeptischen Zweifeln

In seiner Spätschrift „Über Gewißheit“ hat sich auch Ludwig Wittgenstein – teils im Anschluß an Moore – mit skeptischen Zweifeln beschäftigt. Wir werfen hier nur einen kurzen Blick auf die Abschnitte 24 – 31 (s. wg.pdf; Wittgenstein 1989, 124 f.) und notieren einige Charakteristiken von Wittgensteins Auseinandersetzung mit Zweifeln an der Außenwelt.

Im Unterschied zu Moore fällt zunächst auf, daß Wittgenstein keinen formalen Beweis der Außenwelt vorlegt. Seine Überlegungen haben eher die Form „verstreuter Bemerkungen“, was allerdings teils auch auf die Entstehung des unvollendet gebliebenen „Über Gewißheit“ zurückzuführen ist (siehe dazu die Einleitung in Wittgenstein 1989, S. 115 f.). In 24. legt Wittgenstein einem Idealisten (der die Existenz materieller Dinge und damit der äußerer Dinge im üblichen Sinne bezweifelt und nur an Ideelles glaubt) die Frage in den Mund: „Mit welchem Recht zweifle ich nicht an der Existenz meiner Hände?“ In der Terminologie von Moore geht es hier also um die Konklusion von Moores Argument und um die Frage, ob wir wissen können, daß wir zwei Hände haben. In 25. springt Wittgenstein jedoch auch zu den Prämissen von Moores Argument.

Wittgenstein versucht, die skeptischen Zweifel zu überwinden, indem er sie in ein Sprachspiel einordnet. Die Sprachspieltheorie hat Wittgenstein in seinen „Philosophischen Untersuchungen“ (1953) entwickelt. Grob gesprochen ist ein Sprachspiel eine gemeinschaftliche Form von Praxis (Handeln), in der bestimmte sprachliche Sätze wie Züge in einem Spiel wirken. Was diese Sätze bedeuten, wird durch Regeln festgelegt, die man mit Spielregeln vergleichen kann.

In 24. verweist Wittgenstein zunächst darauf, daß der Zweifel, wie ihn der Idealist äußert, an bestimmte Sprachspiele gebunden ist. Zweifel an einer Existenz zu äußern kann also zwar ein Zug in einem Sprachspiel sein. Aber Zweifelsäußerungen sind an bestimmte Regeln gebunden. So legt Wittgenstein die Regel nahe, daß ein Zweifler seine Zweifel beschreiben können muß. Er fragt den Zweifler daher: „wie sähe so ein Zweifel aus?“ Wenn es dem Zweifler nicht gelingt, diese Frage zu beantworten, dann ist sein Zug für Wittgenstein bedeutungslos. Damit versucht Wittgenstein, die Zweifel nicht als unberechtigt, sondern als bedeutungslos abzutun.

In 25 – 29 analysiert Wittgenstein das Sprachspiel des Zweifels näher. Sein Grundgedanke ist dabei, daß wir unter gewissen Umständen nicht zweifeln können, etwa genauso, wie wir im Schachspiel unseren Turm nicht ziehen können, wenn dieser ganz von eigenen Figuren umstellt ist. Unter welchen Umständen können wir nun aber keine Zweifel äußern? Wittgenstein formuliert keine explizite Regel dafür. Er glaubt sogar, daß eine solche Regel gar nicht präzise formuliert werden kann. Allenfalls können wir sagen: „Unter normalen Bedingungen kann man dies und jenes tun“. Was dabei unter „normalen

Bedingungen“ zu verstehen ist, muß unscharf bleiben. Wir können wir nur an paradigmatischen Fällen *zeigen*, wann die Regel verletzt ist. In Bezug auf den Zweifel heißt das, daß er nur unter bestimmten Bedingungen Sinn macht, die beim Außenweltskeptizismus jedoch verletzt sind.

Wittgenstein will damit kein schlüssiges Argument gegen den Zweifel vorlegen, sondern uns das Zweifeln abgewöhnen (31).

Literaturverzeichnis

Laudan, L., *A confutation of convergent realism*, *Philosophy of Science* **48** (1981), 19–48.

Moore, G. E., *Eine Verteidigung des Common Sense. Fünf Aufsätze aus den Jahren 1903 – 1941*, Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1969, mit einer Einleitung von H. Delius.

Popper, K. R., *Auf der Suche nach einer besseren Welt*, Piper, München, 1984.

Wittgenstein, L., *Werkausgabe. Band 8*, Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1989.